



Postkoloniale Impulse für die deutschsprachige Geographische Entwicklungsforschung

J. Lossau

Universität Bremen, Institut für Geographie, Bibliothekstr. 1, 28359 Bremen, Germany

Correspondence to: J. Lossau (lossau@uni-bremen.de)

Zusammenfassung. Postcolonial scholars are interested in mapping landscapes of power and identity. In doing so, they focus on the historic entanglements between North and South as well as on the unequal power relations and living conditions of the present. Despite sharing common interests, German-speaking development geography has been reluctant so far to incorporate postcolonial perspectives. Against such a background, this paper aims at showing how development geography could benefit from an engagement with postcolonial approaches. To achieve this aim, the paper firstly offers an overview of the theoretical background of post-colonialism. Secondly, it elaborates on the impulses which development geography could get from post-colonial theory. The conclusion finally summarises the challenges that scholars of development geography face in engaging with postcolonial approaches.

1 Einleitung

Zwischen der deutschsprachigen Geographischen Entwicklungsforschung als etabliertem Teilgebiet der Geographie und der postkolonialen Theorie als vergleichsweise junger, international und interdisziplinär ausgerichteter kulturtheoretischer Perspektive existiert eine Reihe von Gemeinsamkeiten. Dies betrifft, bei aller Komplexität, die für beide Forschungsrichtungen charakteristisch ist, zunächst die Inhalte: Angehörige beider Felder interessieren sich u.a. für historisch gewachsene Verflechtungen zwischen Nord und Süd, für ungleiche Machtverhältnisse und Abhängigkeitsbeziehungen, für die Verteilung von Ressourcen und das Funktionieren von Institutionen, für regionale Konflikte, lokale Politikformen sowie für Partizipationsmöglichkeiten und Verwundbarkeiten vor Ort.

Auch in gesellschaftspolitisch-normativer Hinsicht finden sich Parallelen. Sowohl die Geographische Entwicklungsforschung als auch die postkolonialen Ansätze zeichnen sich durch eine Sensibilität für die Lebensbedingungen im Globalen Süden aus, die vielfach mit dem Willen zur Verbesserung der gegebenen Verhältnisse einhergeht. Im Falle der Geographischen Entwicklungsforschung kann dieser Wille unter anderem als Erbe der marxistisch-strukturalistischen Positionen betrachtet werden, die im Zuge der Rezeption dependenztheoretischer Positionen in den 1970er-Jahren Einzug in die geographischen Debatten um die Gründe von Unterentwicklung hielt. Auch wenn dependenztheoretische

Orthodoxien seit dem „Ende der großen Theorien“ in den späten 1980er-Jahren kaum mehr vertreten werden, hat sich in der Geographischen Entwicklungsforschung eine für die deutschsprachige Geographie recht untypische Engagiertheit etabliert und erhalten, die auch für die materialistischen Positionen innerhalb der postkolonialen Ansätze charakteristisch ist.

Trotz der genannten Gemeinsamkeiten gibt es von Seiten der deutschsprachigen Geographischen Entwicklungsforschung bislang wenig explizite theoretische Bezüge zu postkolonialen Perspektiven. Darin unterscheidet sich der deutschsprachige Diskussionszusammenhang entscheidend von der englischsprachigen *development geography*, die sich bereits seit mehr als einem Jahrzehnt produktiv mit postkolonialem Gedankengut auseinandersetzt (vgl. etwa McEwan, 2003; Radcliffe, 2005; Raghuram und Madge, 2006). Im Schlüsselwerk von Fred Scholz (2004) dagegen tauchen die einschlägigen postkolonialen Theoretikerinnen und Theoretiker ebenso wenig auf wie in Hans-Georg Bohles Überblicksdarstellung aus dem Jahr 2007 (Bohle, 2007). Dass explizit postkoloniale Positionen im deutschsprachigen Raum bislang kaum rezipiert wurden, mag auch auf den üblichen *time lag* zurückzuführen sein, d.h. auf jene zehn Jahre, die es in etwa dauert, „bis neue wissenschaftliche Fragestellungen und Ergebnisse in anderen ‚Milieus‘ ankommen“ (Müller-Böker, 2001:2). Wichtiger aber scheint im konkreten Fall, dass die lebendige Theoriedebatte, die die Geographische

Entwicklungsforschung seit der Gründung des Geographischen Arbeitskreises Entwicklungstheorien auszeichnet, vor allem durch *sozialtheoretische* Importe gespeist wird. Betrachtet man die *state of the art*-Aufsätze der letzten Jahrzehnte, so wurden neben ökonomischen und/oder politischen Theorien (u.a. Verflechtungsansatz, Weltsystemtheorie, Regulationstheorie) vor allem Handlungstheorien sowie der Institutionenansatz diskutiert (Bohle, 2007; Dörfler et al., 2003; Kreuzmann, 2003; Müller-Böker, 2001). Entsprechend hat sich die Geographische Entwicklungsforschung zu einem „institutionen- und aktorsbezogenen Multiebenen-Ansatz“ (Kreuzmann, 2003) entwickelt, der sich vor allem für die ökonomischen, politischen und sozialen Dimensionen von (Unter)Entwicklung interessiert.

Neuere *kulturtheoretische* Bezüge, wie sie auf einem interdisziplinären Feld nach dem *cultural turn* diskutiert und u.a. von den *cultural studies*, der postfeministischen Geschlechterforschung oder eben der postkolonialen Theorie angeboten werden, finden sich hingegen weniger. Fast hat es den Anschein, als fürchte man, dass aktuelle kulturtheoretische Zugänge aufgrund ihres Interesses an der symbolisch-signifikativen Dimension der Wirklichkeit nicht recht zur ‚harten Realität‘ des Entwicklungskontexts passen könnten. Zwar wird in jüngerer Zeit vermehrt auf die Relevanz kulturtheoretischer Perspektiven auch für die deutschsprachige Debatte hingewiesen (vgl. Gertel, 2007; Korf, 2004; Segebart und Schurr, 2010; Müller-Mahn und Verne, 2010). Gleichwohl sind explizite Verweise auf postkoloniale Ansätze bis heute selten geblieben.

Vor diesem Hintergrund besteht das Ziel des vorliegenden Beitrags darin aufzuzeigen, dass vom postkolonialen Denken wertvolle Impulse gerade für die Geographische Entwicklungsforschung ausgehen können (wobei sich die Ausführungen auf den deutschsprachigen Diskussionszusammenhang beziehen). Zu diesem Zweck wird zunächst ein kurzer Überblick über die theoretischen Hintergründe postkolonialer Ansätze gegeben. Anschließend wird aufgezeigt, welche perspektivischen Erweiterungen sich ergeben, wenn die Gegenstände der Geographischen Entwicklungsforschung durch eine postkoloniale Brille betrachtet werden. Ein Fazit zu den inhaltlichen Herausforderungen, die die postkolonialen Ansätze für die Geographische Entwicklungsforschung bereithalten, schließt den Beitrag ab.

2 Postkoloniale Theorie

Da die postkoloniale Theorie eine Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven beinhaltet, erscheint es angebracht, vom Postkolonialismus nur im Plural zu sprechen (vgl. Lossau, 2002:21). Bei aller Heterogenität – neben stärker materialistischen Positionen finden sich im postkolonialen Denken vor allem poststrukturalistische Perspektiven – gehen postkoloniale Ansätze davon aus, dass koloniale Denkmuster und Strukturen auch nach dem formalen Ende des Koloni-

alzeitalters weiterwirken, und zwar sowohl in den ehemaligen Kolonien als auch in den ehemaligen Kolonialstaaten. Im Folgenden sollen die erkenntnistheoretischen Bedingungen, identitätstheoretischen Implikationen und raumtheoretischen Konsequenzen postkolonialer Ansätze näher beleuchtet werden.

2.1 Erkenntnistheoretische Bedingungen

Postkoloniale Ansätze operieren insbesondere in ihren poststrukturalistischen Varianten vor dem Hintergrund epistemologischer Kontingenz. Das bedeutet, dass die gesellschaftliche Wirklichkeit aus postkolonialer Sicht nicht unabhängig von ihrer Beobachtung und Beschreibung bedeutsam werden kann. Unter anderem unter Rückgriff auf sprachwissenschaftliche Überlegungen wird argumentiert, dass Wirklichkeit erst durch kontinuierliche Bedeutungszuweisungen entsteht – durch Sprechen (oder auch Schreiben, Denken und Fühlen) im Rahmen von spezifischen gesellschaftlichen Konventionen.

Wenn aber die Bedeutungen nicht in den Dingen wohnen, wenn also die Beziehungen zwischen den Dingen und „ihren“ Bedeutungen nicht natürlich oder sogar gottgegeben sind, dann folgt daraus, dass die Konstruktion der Wirklichkeit eine innergesellschaftliche Angelegenheit ist, die notwendig in Fragen nach Macht und Herrschaft eingelassen ist: „Wer hat das Recht, in wessen Namen ‚Wahrheiten‘ zu verbreiten (...)“ und nach „wessen Kriterien werden ‚Wirklichkeiten‘ produziert“ (Meier, 1998:107) – diese Fragen stellen sich, wenn man davon ausgeht, dass nicht alle Subjekte über die Macht verfügen, ihr Wissen und ihre Erfahrungen als objektiv wahr oder allgemeingültig erscheinen zu lassen. Die postkoloniale Kritik erkennt die Existenz ungleich mächtiger Positionen im Kampf um Repräsentation und fragt, welchen Einfluss in der Kolonialzeit angelegte Wissensformen heute noch auf unsere Vorstellungen von „den Anderen“ haben.

Auf dem Grund der asymmetrischen Machtstrukturen zwischen „uns“ und „den Anderen“ liegt der (konstruierte) Gegensatz zwischen einem fortschrittlichen „Westen“ als Subjekt der Weltgeschichte und einem rückständigen „Rest“. So hat u.a. Stuart Hall argumentiert, dass „der Westen“ sich nur deshalb als modern und rational entwerfen konnte, weil er über den vermeintlich traditionellen kolonialen „Rest“ verfügte (Hall, 1994). Trotz seines ‚vorgestellten‘, konstruierten Charakters – auch den Westen gibt es nicht per se – ist die Idee von seiner Überlegenheit mitverantwortlich für die Unterordnung des „Restes“, der im Rahmen des Kolonialismus zum Objekt europäischer Expansionsbestrebungen wurde. Die dadurch marginalisierten Subjekte wurden in westliche Begriffsraster eingebunden, nach westlichen Normen beurteilt und als „subalterne Andere“ (Spivak, 1994) westlichen Repräsentationssystemen einverleibt.

Mit dem Übergang vom Kolonialismus zum Postkolonialismus wird die Polarität zwischen „dem Westen“ und „dem Rest“ mehr und mehr in Frage gestellt. Durch kulturelle

Hybridisierungen, wie sie prominent von Homi Bhabha (1994) beschrieben worden sind, verschiebt sich die ehemalige Differenz zwischen Kolonisierern und Kolonisierten in Richtung vielfacher Differenzen *innerhalb* der Gesellschaften. Vor diesem Hintergrund wird der Universalitätsanspruch des „Westens“ untergraben; miteinander verwobene und interagierende Modernen (*entangled modernities*, vgl. Conrad und Randeria, 2002:17) treten an die Stelle der *einen* Moderne. Entsprechend besteht eine Herausforderung postkolonialer Theorie darin, das Denken in binären Kategorien – „wir“ und „die Anderen“, Herrscher und Beherrschte etc. – durch ein Denken zu ergänzen, das die Vielfalt und Heterogenität von Weltbildern und Identitätskonstruktionen innerhalb dieser Kategorien anerkennt.

2.2 Identitätstheoretische Implikationen

Identität wird traditionell essentialistisch, d.h. von einem inneren Wesen ausgehend, gedacht. Auch im Alltag gehen wir meist von der Existenz eines unhintergehbaren Selbst aus; von einem uns eigenen, stabilen Kern, der bestimmt, wer und wie wir sind. Diese Vorstellung von Identität, deren Ursprünge bis zum „Vater der modernen Philosophie“, René Descartes, zurückverfolgt werden können, ist vor einiger Zeit in die Kritik geraten. An ihrer Stelle wird eine „zerrüttete“ oder „dezentrierte“ Konzeption von Identität diskutiert, die ein „schwaches“, fragmentiertes Subjekt als den Normalfall betrachtet. Stuart Hall (1999) nennt einige theoretische Interventionen, die dazu beigetragen haben, das cartesianische Subjekt und seine stabile Identität zu erschüttern. Hierzu zählt zunächst die Rezeption von Karl Marx' Schriften durch den marxistischen Strukturalismus der 1960er Jahre. Marx hatte geschrieben, dass die Menschen zwar ihre eigene Geschichte machen, dass sie dies aber „nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“ tun (Marx, 1972:115). Vor diesem Hintergrund steht aus marxistisch-strukturalistischer Sicht fest, dass wir „in uns selbst als individuelle Ichs oder Subjekte oder Identitäten nicht den Ursprungsort finden können, von dem [...] Geschichte oder Handeln ausgehen“ (Hall, 1999:85).

Wie Marx wandte sich auch Sigmund Freud gegen die Vorstellung einer wesenhaften Identität als „Ursprung des Selbst-Seins und als Grund des Handelns“ (Hall, 1994:66). Doch während Marx dies in Bezug auf historisch-außenweltliche Strukturen tat, thematisierte Freud das Subjekt mit Blick auf seine psychische Verfasstheit. Er zeigte, dass unsere innenweltlichen Strukturen „auf der Grundlage der psychischen und symbolischen Prozesse des Unbewussten gebildet werden“ (Hall, 1994:194) und unserem Bewusstsein daher nicht vollumfänglich zugänglich sind. Auch auf diese Weise wird die Vorstellung einer machtvollen und unhintergehbaren Identität geschwächt. Wir können nicht über unsere Psyche bestimmen; haben keinen Zugang zu den Strukturen unseres eigenen unbewussten Lebens. Entspre-

chend schreibt die feministische Psychoanalytikerin Julia Kristeva, dass wir uns selbst Fremde sind (Kristeva, 1990).

Vor einem solchen Hintergrund gerät die Vorstellung von einem selbstgenügsamen Subjekt, das über eine wesenhafte Identität verfügt, ins Wanken. Auch die postkoloniale Theorie wendet sich gegen eine Vorstellung, der zufolge Identitäten aus sich heraus entstehen und gleichsam selbstgenügsam sind. Aus postkolonialer Sicht sind Identitäten auf Bilder und Vorstellungen von anderen angewiesen, in deren Spiegel sie sich erschaffen und entwerfen können. Das gilt für die personale Identität jedes Einzelnen ebenso wie für die kollektiven Identitäten der Rasse, der Klasse, des (sozialen) Geschlechts und der Nation. Mit dem Politikwissenschaftler Benedict Anderson (1988) können die mit kollektiven Identitäten verbundenen Gruppen – die Deutschen, die Schwarzen, die Frauen etc. – daher als *imagined communities*, als „vorgestellte Gemeinschaften“ bezeichnet werden.

2.3 Raumtheoretische Konsequenzen

In „Orientalism“, einem postkolonialen Klassiker, zeigt Edward Said (1978), wie es Europa gelang, sich im Spiegel des Orients selbst zu erschaffen: Im Zuge der kolonialen Aneignung wurde nicht nur definiert, was orientalistisch ist. Im Negativ dieses Bilds erschien auch, was fürderhin als westlich bzw. europäisch gelten sollte. Damit stellen der Orient und Europa nicht mehr geographische Gegebenheiten, sondern voraussetzungsvolle Konstruktionen dar. Said selbst hat diese Konstruktionen als „imaginative Geographien“ bezeichnet. Damit meinte er nicht, dass Europa und der Orient Hirngespinnste seien, die nur in den Köpfen, nicht aber in Wirklichkeit existieren. Im Gegenteil: Aus einer sozial- und kulturtheoretisch informierten Perspektive wird die Welt überhaupt erst real und verständlich, weil sie symbolischer Natur ist, d.h. weil ihr im Rahmen von Bedeutungszuweisungen ein bestimmter Sinn gegeben wird (vgl. Lossau, 2008). Entsprechend wahr ist daher auch das Wissen, dass es Europa und den Orient wirklich gibt; dass der Orient nicht in Europa liegt und dass er durch eine andere Kultur gekennzeichnet ist.

Dass Europa und der Orient im Alltag als quasi-natürliche geographische Gegebenheiten betrachtet werden – und nicht als komplexe soziale Konstruktionen – kann mit dem Prinzip der Verortung erklärt werden (vgl. Lossau, 2002). Es besteht darin, Objekte und Identitäten entlang (vermeintlich) objektiver Unterschiede im Raum festzuschreiben. Zwar wird die prinzipiell immer auch anders mögliche Welt dadurch in eine augenscheinlich objektive Ordnung gebracht. Es bleibt aber im Dunkeln, dass erst der Vorgang des Verortens die Überzeugung herzustellen vermag, die entstandene Ordnung sei dem Prozess des Verortens vorgängig und die Identitäten seien wirklich unterschiedlich (vgl. Said, 1978:54).

Im Anschluss an die Überlegungen von Said haben Geographinnen und Geographen vor allem des angelsächsischen Sprachraums argumentiert, dass geographische Imaginationen wie Europa und der Orient, aber auch Deutschland oder

Afrika ihre quasi-natürliche Selbstverständlichkeit nur dadurch erhalten, dass vermeintlich stabile Identitäten in ihnen verortet werden (vgl. etwa Gregory, 1994 oder Driver, 1992). Da allerdings umgekehrt Identitäten nur dann stabil erscheinen, wenn sie in vermeintlich natürlichen, homogenen Räumen verortet werden, kann man sagen, dass Räume und Identitäten in einem Verhältnis der wechselseitigen Konstitution stehen. Dennoch, oder gerade deshalb, existieren eindeutig und klar voneinander abgegrenzte Räume aus postkolonialer Perspektive ebenso wenig per se wie homogene, essentialistische Identitäten.

3 Postkoloniale Ansätze und Geographische Entwicklungsforschung

Im Folgenden soll dargestellt werden, welche Impulse vom postkolonialen Denken für die Geographische Entwicklungsforschung ausgehen können und welche perspektivischen Erweiterungen sich ergeben, wenn man postkoloniale Herangehensweisen auf das Feld der Geographischen Entwicklungsforschung überträgt. Dabei wird zwischen einer paradigmatischen und einer pragmatischen Ebene unterschieden. Während die paradigmatische Ebene die grundsätzliche erkenntnis- oder wissenschaftstheoretische Rahmung betrifft, die u.a. vorgibt, welche Gegenstände überhaupt erforscht werden können, ist mit der pragmatischen Ebene die eher forschungspraktische Ausrichtung gemeint, in der begriffliche Bestimmungen vorgenommen werden und die Frage im Vordergrund steht, mit welchen Konzepten die gewählten Forschungsgegenstände untersucht werden.

3.1 Paradigmatische Ebene

Auf der paradigmatischen Ebene geht es um Erweiterungen, die die erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Rahmung der Forschung betreffen. Damit sind neben den wissenschaftssystematischen Setzungen auch die normativen Grundlagen der Forschung angesprochen, die oft nicht reflektiert, sondern im- oder explizit vorausgesetzt werden. Die vielleicht wichtigste Vorbedingung auf paradigmatischer Ebene, die die Geographische Entwicklungsforschung kennzeichnet, ist die Fokussierung auf *Entwicklung*, und zwar sowohl als Gegenstand als auch als Ziel der Forschung. Dies wird exemplarisch in den Worten von Fred Scholz deutlich, dem zufolge die Beiträge der Geographie zur Entwicklungsforschung „letztlich von der Idee getragen [sind], dass das unbeschreibliche, sich quantitativ und räumlich sogar noch ständig ausweitende Elend des Südens (...) zu verringern und ‚eine andere Welt‘ möglich ist“ (Scholz, 2004:231). Der in der Geographischen Entwicklungsforschung demnach stets mitschwingende Gedanke lautet, dass Entwicklung grundsätzlich sinnvoll, wünschenswert und machbar ist.

Aus postkolonialer Sicht erscheint diese Setzung nicht nur voraussetzungsvoll, sondern auch problematisch. Dies liegt nicht nur an den ernüchternden Resultaten der Entwicklungs-

zusammenarbeit, wie sie von der Entwicklungsforschung selbst reflektiert werden (vgl. z.B. ebd.). Wichtiger noch für die postkoloniale Skepsis bezüglich des Grundgedankens der Entwicklung ist, dass dieser Gedanke fest in Wissens- und Repräsentationssystemen verankert ist, in denen „die westliche Welt“ als Standard und Vorbild erscheint. Damit sei nicht behauptet, die (neo-)kolonialen und eurozentrischen Gehalte der Entwicklungsindustrie würden innerhalb der Geographischen Entwicklungsforschung nicht längst kritisch diskutiert – im Gegenteil.

Als Reaktion auf das damit verbundene Unbehagen wird heute beispielsweise den Sichtweisen der von Marginalisierung Betroffenen ein ungleich höherer Stellenwert beigemessen, als das noch in den 1970er- oder 1980er-Jahren der Fall war. Aber auch nach der Einführung von aktorsorientierten Ansätzen, die sich explizit um die Rekonstruktion von lokalen Handlungslogiken bemühen (vgl. Krüger, 2003), ist die traditionelle Arbeitsteilung erhalten geblieben, gemäß der Forschende aus dem Norden Forschungsobjekte aus dem Süden befragen (vgl. Macamo, 2010 für „Anmerkungen aus der Sicht eines Beforschten“). In vergleichbarer Weise hat u.a. die Fokussierung auf den „individuellen, alltäglichen Handlungsraum“ (Kreutzmann, 2003:5) dazu geführt, dass lokales Wissen heute ernster genommen wird als noch vor zwanzig Jahren. Paradoxe Weise entsteht aber genau daraus die Gefahr, dass das lokale Wissen aus dem Süden als *bloß* lokales Wissen erscheint und gegenüber dem vermeintlich universalen und objektiv gültigen Expertenwissen aus dem Norden seinen provinziellen Beigeschmack behält (vgl. dazu auch Randeria, 2009:51).

Vor diesem Hintergrund fordert die postkoloniale Theorie dazu auf, die im Entwicklungsgedanken eingebauten Asymmetrien noch grundsätzlicher zu reflektieren – vor allem auch in denjenigen Dimensionen, die die erkenntnistheoretischen Rahmungen und normativen Effekte des eigenen wissenschaftlichen Arbeitens betreffen. In dieser Forderung trifft er sich mit dem verwandten Ansatz des *Post-Development*, der das Projekt „Entwicklung“ als westliches (Herrschafts-)Instrument begreift, mit dessen Hilfe auch Jahrzehnte nach dem Ende des Kolonialismus noch Eingriffe in den Rest der Welt legitimiert werden (Escobar, 1995, siehe dazu ausführlich den Beitrag von Ziai in diesem Heft). Anstatt „Entwicklung“ für grundsätzlich sinnvoll, wünschenswert und machbar zu halten, schlagen Vertreterinnen und Vertreter des *Post-Development* vor, vom Entwicklungsgedanken selbst Abstand zu nehmen und stattdessen das Funktionieren seiner Ökonomie aufzuzeigen (Sylvester, 1999; Ziai, 2006 und für den Kontext der Geographischen Entwicklungsforschung Müller-Mahn und Verne, 2010). Obwohl dieser Vorschlag gewissermaßen quer zum „developmentalistischen“ Paradigma liegt, könnte er für die Geographische Entwicklungsforschung produktiv gemacht werden: Eine Reflexion der stillschweigend vorausgesetzten Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens mag letztlich mehr zur Überwindung ungleicher Verhältnisse beitragen als die fortdauernde

Reproduktion nicht hinterfragter (neo-)kolonialer und eurozentrischer Repräsentations- und Wissensformen.

3.2 Pragmatische Ebene

Die Impulse, die von postkolonialen Ansätzen für die Geographische Entwicklungsforschung ausgehen können, beschränken sich nicht auf die grundsätzliche Hinterfragung von Entwicklung im Sinne der *Post-Development*-Ansätze. Sie betreffen auch die pragmatische Ebene, auf der theoretisch-konzeptionelle Fragen ebenso angesiedelt sind wie solche der Forschungspraxis. Entsprechend der kulturtheoretischen Ausrichtung der postkolonialen Perspektive beziehen sich die in dieser Hinsicht denkbaren Erweiterungen insbesondere auf die Konzeptualisierungen von drei zentralen Begriffen der Geographischen Entwicklungsforschung. Dabei handelt es sich um „den Akteur“ und „die Gruppe“ einerseits sowie „den Raum“ andererseits.

3.2.1 Akteure und Gruppen

Eine Durchsicht jüngerer *State-of-the-Art*-Aufsätze zeigt, dass sich die Geographische Entwicklungsforschung heute als akteurszentriertes Forschungsfeld begreift, in deren Zentrum die komplexen Lebensrealitäten lokaler Akteure, deren Handlungsspielräume und Ressourcen stehen (Bohle, 2007; Krüger, 2003; Kreutzmann, 2003). In konzeptioneller Hinsicht konnte die Geographische Entwicklungsforschung dabei von der Popularität handlungstheoretischer Perspektiven profitieren, wie sie im deutschsprachigen Raum vor allem mit dem Namen Benno Werlen (1997) verbunden und, in Anschluss an die Strukturierungstheorie von Anthony Giddens (1988), durch eine Dualität von Struktur und Handlung gekennzeichnet sind. In jüngeren Qualifikationsarbeiten wurde darüber hinaus der Versuch unternommen, Bourdieus Theorie der Praxis (Bourdieu, 1976) für die Geographische Entwicklungsforschung nutzbar zu machen (vgl. im Anschluss an Dörfler et al., 2003 z.B. Deffner, 2010; Sakdapolrak, 2010).

Dass handlungs- und praxistheoretische Ansätze in der Entwicklungsforschung gegenwärtig so erfolgreich sind, ist jedoch nicht nur auf die wissenschaftliche Attraktivität elaborierter Theoriegebäude zurückzuführen. Eine wichtige Rolle dürfte auch ihre Praxistauglichkeit spielen: Konzepte vom entwicklungspolitisch relevanten Akteur, der in bestimmte Netzwerke eingebunden ist und nach bestimmten Regeln handelt, scheinen sich auf ein „Tool“ zuschneiden zu lassen, dessen sich auch Personen bedienen können, „die in der Praxis arbeiten und denen nicht viel Zeit für ausführliche Analysen zur Verfügung steht“ (Segebart, 2007:267). Trotz dieser Vorteile könnte es für die Geographische Entwicklungsforschung ertragreich sein, eine *andere* Perspektive auf den Akteur einzunehmen. Anstatt ihn als eine handlungsfähige Entität der (Forschungs-)Praxis vorzusetzen, ist es im Anschluss an postkoloniale Perspektiven sinnvoll zu untersu-

chen, wie Akteure erst „hergestellt“ bzw. konstruiert werden. Dabei bietet es sich an, heuristisch zwischen einer diskursiv-repräsentativen und einer praktisch-performativen Ebene der Identitätskonstruktion zu unterscheiden.

Auf der *diskursiv-repräsentativen Ebene* spielen lokale Erzählungen von Modernität und Traditionalität ebenso eine Rolle wie (massen-)medial vermittelte Diskurse und Bilder über eigene und fremde Lebensweisen, kulturelle Traditionen und Überzeugungen. Auch Wirtschaftsordnungen, gesellschaftliche Normen und nicht zuletzt die Regimes von Entwicklungsprogrammen bieten Identifikationsangebote bzw. -zwänge, indem sie – mit größeren oder kleineren Freiheitsgraden – vorgeben, wie die von ihnen betroffenen Akteure zu sein haben. Die *praktisch-performative Ebene* der Identitätskonstruktion findet demgegenüber im praktischen Vollzug des Alltagslebens statt, wo durch konkrete Handlungen und Sprechakte ein Selbstbild aufgebaut und stabilisiert wird. Im Vordergrund stehen hier also die körperbezogenen Erfahrungen und habituellen Praktiken, in denen sich Subjekte in konkreten Situationen auf eine bestimmte Art und Weise aktiv konstituieren.

Akzeptiert man diese Heuristik, kann man untersuchen, welche Weltbilder, Orientierungen und Bedeutungszuschreibungen in Bezug auf das Eigene und Fremde auf beiden Ebenen transportiert werden und wie die unterschiedlichen Mechanismen der Identitätskonstruktion dazu beitragen, das Subjekt bzw. den Akteur als kohärentes und konsistentes Selbst hervorzubringen. Entsprechend der identitätstheoretischen Implikationen postkolonialer Theorie können diese Forschungsfragen auch auf Gruppen übertragen werden: Zwar liegt es gerade aus handlungstheoretischer Sicht eigentlich auf der Hand, dass Gruppen aus einzelnen Mitgliedern bestehen, die je eigenen Handlungslogiken folgen. Gleichwohl kommt die geographische Entwicklungsforschung kaum umhin, sich in ihrer empirischen Arbeit auf Gruppen zu beziehen, die dem Forschungsprozess vermeintlich vorgängig sind. Dabei besteht die Gefahr, dass diese Gruppen – seien es nun ethnische Gruppen (z.B. in Amazonien), soziale Gruppen (z.B. Frauen in einem Dorf in Südindien) oder politische Gruppen von Aktivistinnen und Aktivisten (z.B. in Guatemala) – essentialisiert und als tendenziell homogene Gemeinschaft behandelt werden.

Auch in Bezug auf Gruppen könnte es aus einer postkolonialen Perspektive daher um die Frage gehen, wie diese vermeintlichen Entitäten auf diskursiv-repräsentativer und praktisch-performativer Ebene als einheitliche und kohärente Gemeinschaften erst konstruiert bzw. „erfunden“ werden. Der damit verbundene Abschied von der „Prämisse gesellschaftlicher Integration bzw. kultureller Einheit“ (Nassehi, 1995:446) könnte sich gerade für eine Forschungsrichtung als Gewinn erweisen, deren Gegenstandsbereich in besonderem Maße von Fragmentierung und Konflikthaftigkeit gekennzeichnet ist, die aber in der empirischen Forschung immer wieder Gefahr läuft, die von ihr untersuchten Gruppen zu homogenisieren und unterschiedliche Perspektiven

innerhalb der Gruppen auszublenden. Setzt man hingegen – wie die postkolonialen Ansätze – Differenz voraus, dann wird es in einem ersten Schritt möglich, Konflikte verstehbar zu machen, um in einem zweiten Schritt ggf. Lösungsvorschläge zu machen. In diesem Sinne kann das Wissen um unterschiedliche Perspektiven produktiver sein als der Versuch, Differenzen von vornherein harmonisieren zu wollen.

3.2.2 Raum

Dass die Geographische Entwicklungsforschung in besonderer Weise mit dem Raum befasst ist, liegt auf der Hand. Aber obwohl sie sich als geographische Teildisziplin versteht, war sie nie durch jene „Raumversessenheit“ (Werlen, 2000) gekennzeichnet, die für andere Bereiche der Human-geographie kennzeichnend ist. Schaut man in die Aufsätze, die in den Anfangsjahren des Geographischen Arbeitskreises Entwicklungstheorien veröffentlicht wurden (z.B. Blenck, 1979; Blenck et al., 1985; Rauch, 1988; Schmidt-Wulffen, 1987), stellt man fest, dass der Schwerpunkt der Debatte auf der Konzeptualisierung von Entwicklung und insbesondere auf der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Gesellschafts- und Entwicklungstheorien lag.

Dies bedeutet freilich nicht, dass Raumfragen völlig aus der Diskussion ausgeklammert gewesen sind. „Raum“ wurde und wird im Gegenteil immer thematisiert. So ist in jüngerer Zeit, der handlungstheoretischen Fundierung der Geographischen Entwicklungsforschung entsprechend, von handlungstheoretischen Raumkonzepten die Rede (z.B. Bohle, 2007; Kreutzmann, 2003; mit Einschränkungen Scholz, 2004). Ein starker Raumbezug findet sich auch im Verweis auf die maßstäbliche Verflechtung von der lokalen über die regionale bis zur globalen Handlungsebene (z.B. Kreutzmann, 2003; Krüger, 2003), die seit der Konjunktur des gleichnamigen Bielefelder Ansatzes in den späteren 1980er-Jahren einen kontinuierlichen Bezugspunkt der Debatte bildet. In jüngster Zeit werden, angeregt durch die Globalisierungsdiskussion, verstärkt Bezüge zu relationalen Theorien geknüpft, die von einer wachsenden „Komplexität in den Beziehungen auf internationaler Ebene“ (Graefe und Hassler, 2006:2) ausgehen und mit Vorstellungen „von der ‚Verflüssigung des Raumes‘ und dem ‚Raum der Ströme‘“ (Müller-Mahn und Verne, 2010:8) verbunden sind (vgl. hierzu auch Gertel, 2007).

Trotz dieser und weiterer Bezüge ist der *Vorrang der Entwicklung vor dem Raum* als Charakteristikum der Geographischen Entwicklungsforschung bis heute erhalten geblieben. Demgegenüber laden postkoloniale Perspektiven dazu ein, den Raum bzw. das Räumliche verstärkt in den Blick zu nehmen. Mit „dem Räumlichen“ sind dabei explizit nicht die Eigenschaften des klassischen geographischen Raums gemeint, denen Fred Scholz zufolge „eine elementare Bedeutung bei allen Analysen der Unterentwicklung und Maßnahmen der Entwicklung zu[kommt]“ (Scholz, 2004:197), „d.h. Distanz und Fläche sowie Dimension (lokal, regional territorial, global), Raumerfüllung, Zuordnung (choristisch, choro-

logisch), Differenzierung (funktional, strukturell) und Disparitäten (arm, reich; integriert, ausgeschlossen) (...)“ (ebd.). Was sich unter postkolonialen Vorzeichen vielmehr anbietet, ist eine Untersuchung von imaginativen Geographien, wie sie von Edward Said (1978) in Bezug auf den Orient betrieben wurde und für die gegenwärtige Entwicklungsforschung von großem Wert sein könnte.

Auch in Bezug auf die Beschäftigung mit imaginativen Geographien kann zwischen einer diskursiv-repräsentativen und einer praktisch-performativen Dimension unterschieden werden. Während erstgenannte die symbolischen Landkarten und Raumordnungen, Dichotomisierungen und Hierarchisierungen beinhaltet, die von unterschiedlich machtvollen Institutionen – wie Staaten, internationalen Organisationen, regionalen Verbänden oder auch der Kommunalpolitik – medial platziert und im Diskurs mit mehr oder weniger großem Erfolg durchgesetzt werden, geht es im zweiten Fall um jene Orts- und Weltbezüge, die in der alltäglichen Praxis von individuellen Akteuren und Gruppen produziert und reproduziert werden. Beide Dimensionen stehen insofern im Zusammenhang mit der Identität der Betroffenen, als Identitäten durch eine Verortung in imaginativen Geographien stabilisiert werden. Eine Analyse von imaginativen Geographien kann daher dabei helfen, die Rationalitäten und Handlungslogiken von Menschen auch in marginalisierten Lebenswelten besser zu verstehen.

4 Fazit

Worin bestehen vor diesem Hintergrund die Herausforderungen, die die postkolonialen Ansätze für die Geographische Entwicklungsforschung bereithalten? Auf der paradigmatischen Ebene bestehen sie zunächst darin, noch grundsätzlicher als bisher zu reflektieren, in welche Machtverhältnisse Entwicklungsforschung und -praxis notwendig eingebettet sind. Zwar wird in der Geographischen Entwicklungsforschung bereits seit den Tagen der Dependenztheorie in ideologiekritischer Absicht auf die (neo-)kolonialen und eurozentrischen Gehalte der internationalen Entwicklungsindustrie hingewiesen. Worum es aber unter postkolonialen Vorzeichen geht, ist eine erkenntnistheoretische Reflexion der normativen Vorannahmen und Setzungen, die auch der eigenen Forschungsarbeit zugrunde liegen. Dass auch diese Vorannahmen vielfach auf (neo-)kolonialen und eurozentrischen Wissenssystemen basieren, ist in jüngerer Zeit vor allem von den *Post-Development*-Ansätzen hervorgehoben worden.

Mit der erkenntnistheoretischen Reflexion von unhinterfragten Selbstverständlichkeiten würde ein Projekt fortgeschrieben, das Jürgen Blenck bereits im Jahr 1979 begonnen hat. In einem heute noch lesenswerten Aufsatz fragt er, wie sich „unter dem Gesichtspunkt der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit die Haltung der Geographen gegenüber Kolonial- und Entwicklungsproblemen im Lauf der Zeit verändert [hat]“ (Blenck, 1979:13). Seine Kurzanalyse

endet freilich beim „Stadium der Geographischen Entwicklungsforschung (seit etwa 1970)“, die das vorhergehende Paradigma der Entwicklungsländerforschung überwinden wollte und statt des Raumes *Entwicklung* ins Zentrum ihrer Analysen rückte. Aus postkolonialer Perspektive könnte eine Fortschreibung des Blenckschen Projektes darin bestehen, von der Fokussierung auf Entwicklung Abstand und stattdessen *Gesellschaft* in den Blick zu nehmen. Die Forderung, Entwicklungsforschung „stärker gesellschaftstheoretisch zu begründen“ (Müller-Mahn und Verne, 2010:9), spricht: einen Perspektivwechsel von der Entwicklungsforschung zu einer geographischen Gesellschaftsforschung vorzunehmen, die sich für Dynamiken und Abhängigkeiten im weltgesellschaftlichen Maßstab interessiert, ist denn auch in jüngerer Zeit verschiedentlich aufgestellt worden (Dörfler et al., 2003; Graefe und Hassler, 2006).

Aber auch diejenigen, die an der paradigmatischen Fokussierung auf Entwicklung festhalten möchten, können in postkolonialen Ansätzen Impulse für eine theoretische Weiterentwicklung ihrer Forschungsarbeit finden. In Bezug auf theoretisch-konzeptionelle Fragen lädt die postkoloniale Theorie dazu ein, die Art und Weise zu hinterfragen, auf die zentrale Begriffe in der Geographischen Entwicklungsforschung konzeptualisiert werden. Anstatt bestimmte Akteure, Gruppen und Räume der Forschungspraxis vorzusetzen, könnte untersucht werden, wie sich personale und kollektive Identitäten einerseits sowie imaginative Geographien andererseits in Diskursen und Praktiken gewissermaßen konstituieren, wie also jene Vielzahl von oft inkommensurablen Ordnungsvorstellungen und Weltbildern entsteht, die die ‚harte Realität‘ (der Entwicklungsforschung) ausmacht. Denn auch wenn oft angenommen wird, dass diese Welt von sozialen und insbesondere ökonomischen Strukturen geprägt ist, so sind es aus postkolonialer Sicht vor allem die Kämpfe auf der symbolisch-signifikativen Ebene, in denen über die Besetzung von Positionen ebenso entschieden wird wie über die Verteilung von Ressourcen. In pragmatischer Hinsicht bestehen die Herausforderungen folglich darin, die bislang betriebene Sozialforschung in Entwicklungsländern um dezidiert kulturtheoretische Elemente zu ergänzen und sich auf eine Perspektive einzulassen, die der Wirkungsmacht der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit Rechnung trägt.

Literatur

- Anderson, B.: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Campus, Frankfurt a. Main, New York, 1988.
- Bhabha, H. K.: The Postcolonial and the Postmodern: The Question of Agency, in: The Location of Culture, Herausgeber: Bhabha, H. K., London, New York, 171–197, 1994.
- Blenck, J.: Geographische Entwicklungsforschung, in: Geographische Beiträge zur Entwicklungsländer-Forschung – DGFK-Hefte 12, Herausgeber: Hottes, K., Bonn-Bad Godesberg, 11–20, 1979.
- Blenck, J., Tröger, S., und Wingwiri, S. S.: Geographische Entwicklungsforschung und Verflechtungsanalyse, Z. Wirtsch., 29, 65–72, 1985.
- Bohle, H.-G.: Geographische Entwicklungsforschung, in: Geographie. Physische Geographie und Humangeographie, Herausgeber: Gebhardt, H., Glaser, R., Radtke, U., und Reuber, P., Heidelberg, 797–815, 2007.
- Bourdieu, P.: Entwurf einer Theorie der Praxis, Frankfurt a. Main, 1976.
- Conrad, S. und Randeria, S.: Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt, in: Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. Main, 9–49, 2002.
- Deffner, V.: Habitus der Scham – die soziale Grammatik ungleicher Raumproduktion. Eine sozialgeographische Untersuchung der Alltagswelt Favela in Salvador da Bahia (Brasilien), Dissertationsschrift – Passauer Schriften zur Geographie 26, Passau, 2010.
- Dörfler, T., Graefe, O., und Müller-Mahn, D.: Habitus und Feld. Anregungen für eine Neuorientierung der geographischen Entwicklungsforschung auf der Grundlage von Bourdieus „Theorie der Praxis“, Geographica Helvetica, 58, 11–23, 2003.
- Driver, F.: Geography’s empire: histories of geographical knowledge, Environ. Plann. D, 10, 23–40, 1992.
- Escobar, A.: Encountering Development: The Making and Unmaking of the Third World, Princeton University Press, Princeton, NJ, 1995.
- Gertel, J.: Geschichte, Struktur und fachwissenschaftliche Leitlinien der Entwicklungstheorien, in: Entwicklungsländer I. – Handbuch des Geographieunterrichts 8/I, Herausgeber: Böhn, D. und Rothfuss, E., Köln, 52–72, 2007.
- Giddens, A.: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a. Main, 1988.
- Graefe, O. und Hassler, M.: Aktuelle Ansätze einer Relationalen Humangeographie in Entwicklungsländern – Einführung zum Themenheft, Geographica Helvetica, 61, 2–3, 2006.
- Gregory, D.: Geographical imaginations, Cambridge, 1994.
- Hall, S.: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. – Argument-Sonderbände 2, Hamburg, 1–240, 1994.
- Hall, S.: Ethnizität: Identität und Differenz – in: Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies-Reader, Herausgeber: Engelmann, J., Frankfurt a. Main, New York, 83–98, 1999.
- Korf, B.: Die Ordnung der Entwicklung: Zur Ethnographie der Entwicklungspraxis und ihrer ethnischen Implikationen, Geogr. Z., 92, 208–226, 2004.
- Kreutzmann, H.: Theorie und Praxis in der Entwicklungsforschung. Einführung zum Themenheft, Geographica Helvetica, 58, 2–10, 2003.
- Kristeva, J.: Fremde sind wir uns selbst, Suhrkamp, Frankfurt a. Main, 1990.
- Krüger, F.: Handlungsorientierte Entwicklungsforschung: Trends, Perspektiven, Defizite, Petermann. Geogr. Mitt., 147, 6–15, 2003.
- Lossau, J.: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer anderen Geographie der Welt, Transcript, Bielefeld, 2002.
- Lossau, J.: Kulturgeographie als Perspektive. Zur Debatte um den *cultural turn* in der Humangeographie – eine Zwischenbilanz, Berichte zur Deutschen Landeskunde, 82, 317–334, 2008.

- Macamo, E.: Entwicklungsforschung und Praxis – Kritische Anmerkungen aus der Sicht eines Beforschten, *Geographische Rundschau*, 62, 52–57, 2010.
- Marx, K.: *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, Marx Engels Werke 8, Berlin, 111–207, 1972.
- McEwan, C.: Material geographies and postcolonialism, *Singapore J. Trop. Geo.*, 24, 340–355, 2003.
- Meier, V.: Jene machtgeladene soziale Beziehung der „Konversation“... Poststrukturalistische und postkoloniale Geographie, *Geographica Helvetica*, 53, 107–112, 1998.
- Müller-Böker, U.: Institutionelle Regelungen im Entwicklungsprozess. Einführung zum Themenheft, *Geographica Helvetica*, 56, 2–3, 2001.
- Müller-Mahn, D. und Verne, J.: Geographische Entwicklungsforschung – alte Probleme, neue Perspektive, *Geographische Rundschau*, 62, 4–11, 2010.
- Nassehi, A.: Der Fremde als Vertrauter. Soziologische Beobachtungen zur Konstruktion von Identitäten und Differenzen, *Kölner Z. Soziol. Soz.*, 47, 443–463, 1995.
- Radcliffe, S. A.: Development and geography: towards a postcolonial development geography?, *Prog. Hum. Geog.*, 29, 291–298, 2005.
- Raghuram, P. und Madge, C.: Towards a method for postcolonial development geographies: possibilities and challenges, *Singapore J. Trop. Geo.*, 27, 270–288, 2006.
- Randeria, S.: Ökologische Governance. Zwangsumsiedlung und Rechtspluralismus im (post)kolonialen Indien, *Femina Politica*, 18, 41–51, 2009.
- Rauch, T.: Die Relevanz der entwicklungstheoretischen Diskussion für die entwicklungspolitische Praxis, in: *Geographische Entwicklungsforschung im interdisziplinären Dialog. 10 Jahre „Geographischer Arbeitskreis Entwicklungstheorien“*, – Bremer Beiträge zur Geographie und Raumplanung 14, Herausgeber: Leng, G. und Taubmann, W., Bremen, 87–108, 1988.
- Said, E.: *Orientalism*, Vintage, New York, 1978.
- Sakdapolrak, P.: Orte und Räume der Health Vulnerability. Bourdieus Theorie der Praxis für die Analyse von Krankheit und Gesundheit in Megaurbanen Slums von Chennai, Südindien, Saarbrücken, 2010.
- Schmidt-Wulffen, W. D.: 10 Jahre entwicklungstheoretischer Diskussion. Ergebnisse und Perspektiven für die Geographie, *Geographische Rundschau*, 39, 130–136, 1987.
- Scholz, F.: *Geographische Entwicklungsforschung. Methoden und Theorien – Studienbücher der Geographie*, Berlin, Stuttgart, 1–297, 2004.
- Segebart, D.: Partizipatives Monitoring als Instrument zur Umsetzung von Good Local Governance – Eine Aktionsforschung im östlichen Amazonien/Brasilien – *Tübinger Geographische Studien* 147, *Tübinger Beiträge zur Geographischen Lateinamerikaforschung* 30, Tübingen, 1–398, 2007.
- Segebart, D. und Schurr, C.: Was kommt nach *Gendermainstreaming*? Herausforderungen an die Geographische Entwicklungsforschung in der Geschlechterforschung, *Geographische Rundschau*, 62, 58–63, 2010.
- Spivak, G. C.: Can the Subaltern Speak?, in: *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory. A Reader*, Herausgeber: Williams, P. und Chrisman, L., New York, 66–111, 1994.
- Sylvester, C.: Development Studies and Postcolonial Studies: Disparate Tales of the „Third World“, *Third World Q.*, 20, 703–721, 1999.
- Werlen, B.: *Sozialgeographie alltäglicher Regionalisierungen. Band 2: Globalisierung, Region und Regionalisierung – Erdkundliches Wissen* 119, Stuttgart, 1997.
- Werlen, B.: *Sozialgeographie. Eine Einführung*, Haupt, Bern, Stuttgart, Wien, 2000.
- Ziai, A.: Post-Development: Ideologiekritik in der Entwicklungstheorie, *Polit. Vierteljahr.*, 47, 193–218, 2006.